Ausgabe Nr. 6
06.04.08

ISSN 1867-2671

Blah!

Magazin fuer Fantasy, Horror und Science Fiction



Blah!

Ausgabe Nr. 6

ISSN 1867-2671

Veröffentlicht 06.04.2008
Herausgeber: Andrea Bottlinger
Illustrationen: Andreas Unterkreuter, Claudia Behr
Titelbild: Jaelle n'ha Gilla
Das Copyright der Geschichten liegt bei den jeweiligen Autoren.
Das Copyright der Bilder liegt bei den jeweiligen Künstlern.
Kontakt: andreabottlinger@traumsphaeren.de
www.blah-zeitschrift.net

Inhalt

Anne Möller
Lykantrophie 4

Soenke Scharnhorst
Psychoanalyse 6

Helmut Marischka
Schneesturm in Weihenklamm 14

Bruna Phlox
Schoenheit vor dem Herrn 19

Macalla
Spielrtraeume 23

Vorwort

Willkommen zur letzten Ausgabe von Blah! Die letzte? Ja, leider muss ich verkünden, dass es nach Ausgabe 6 erst einmal keine Blah!-Ausgaben mehr geben wird. Aus zeitlichen Gründen, werde ich mich dann nicht mehr um diese Zeitschrift kümmern können. Allerdings wird Thomas Brandt den Blah! Podcast nach einer kurzen Pause weiter betreiben, ganz ohne Blah! muss also niemand bleiben.
Geschichteneinsendungen können an Thomas geschickt werden. Alle näheren Informationen dazu findet ihr auf der Seite des Podcasts.
Zur Feier der letzten Ausgabe haben wir diesmal eine reine Kurzgeschichtenausgabe und außerdem auch nicht gerade wenige Science Fiction Geschichten.

Ich verabschiede mich und wünsche viel Spaß beim Lesen.

Andrea

Lykantrophie

von Anne Möller

Nachdem Anne das letzte Mal über Vampire geschrieben hat, wendet sie sich nun – wie man am Titel unschwer erkennen kann – den Werwölfen zu.
Wie immer hat sie hier eine recht ungewöhnliche Herangehensweise und man kann sich von der Umsetzung überraschen lassen.
Ich hoffe sehr, dass Anne auch ohne Blah! weiterhin die ein oder andere Kurzgeschichte veröffentlichen wird. Die Blah!-Redaktion wünscht ihr auf jeden Fall viel Erfolg auf ihrem weiteren Weg.

Jemanden zu töten ist leichter, als man denkt. Man wacht auf, und auf einmal ist da dieser Körper neben dir, ein Greis, ein Kind, eine junge Frau, es ändert sich mit jedem Mal; nur das eine bleibt dasselbe - dass sie (die Toten, die Toten natürlich) in ihrer stummen Rebellion in ihr eigenes Unglück liefen.
Wer, wenn er auch nur das kleinste Bisschen Verstand hätte, würde in einer Vollmondnacht das sichere Refugium verlassen?

Timothy.

Timothy.

Timothy, hier bin ich.

Du hast darauf gewartet, nicht wahr? Auf meine Verwandlung, auf die Gelegenheit - dich zu beweisen, dich zu behaupten, zu zeigen, wer du wirklich bist.
Ich kann dir sagen, wer du bist... du bist ein jämmerlicher Assistent, der sich das Leben zur Hölle machen lässt. Wann hast du dem Professor das letzte Mal widersprochen? Lykanthropie!, predigt er, *Wolfsmenschtum*, die Wissenschaft.
Aber weißt du was? Lykanthropie ist keine Wissenschaft. Es ist eine Krankheit.

Ich weiß, dass ihr wartet. Es ist Abend, es ist Vollmond; ich weiß, dass *ihr* wisst.

Wir haben unser Lager im Erdgeschoss aufgeschlagen; einen anderen Ort zu suchen ist nur unnötige Zeitverschwendung. Das Haus ist nicht besonders groß und vom Dorf aus gut sichtbar. Du hast mich beobachtet mit mulmigem Gefühl, als ich das Mädchen mitgenommen habe; aber du wusstest nicht, wer ich bin.
Sie ist freiwillig hergekommen, hat er dir das erzählt, dein Professor?
Wir kennen uns seit Jahren und sie denkt, sie kennt mich. Ich halte sie für einfältig. Nicht zu merken, wie ich Monat für Monat einmal verschwinde ...

Timothy, tu dies. Timothy, tu jenes. Timothy! Timothy, du bist wertlos.
Merkst du nicht, wie er dich ausnutzt? Und wie er spricht: Lykanthropie! Lykanthropie, die Wissenschaft!
Aber was für eine Krankheit es ist – das hast du auch gesehen, nicht wahr? Das Blut in den Wäldern und die spitzen Knochen, die aus der Haut ragten, das zerrissene Fleisch und die stummen Hilfeschreie, noch unerhört in der Luft schwebend über dem vor Entsetzen geöffneten Mund.
Widerwärtig? Abstoßend? Barbarisch?
Wenn sich deine *Wissenschaft* nur tief genug in dich hineingefressen hat, merkst du es nicht mehr. Dann ist es wirklich nur noch das: *Wissenschaft*. Dein Professor ist auch krank.

Hast du je darüber nachgedacht, warum er dich vorschickt? Warum er dir die Waffe mit der Silberkugel in die Hand drückt und dir sagt, geh doch vor – wenn doch er das Talent in der *Wissenschaft* ist?
Du musst lernen zu zweifeln – daran zweifeln, ob eine Silberkugel wirklich das Heilmittel ist für diese Krankheit, für tote Gliedmaßen unter Herbstblättern verscharrt, für die Angst zu jedem neuen Mond und für deine eigene Angst – wovor hast du Angst, Timothy?

Vor dem Tod?

Oder vor der Einsicht, dass du das Falsche tust?

Ich höre dich atmen; du schleichst dich heran, aber du bist nicht leise genug. Ich brauche kein Fenster, um zu wissen, dass du da bist.
Und du weißt, dass ich da bin, du krümmst dich innerlich vor meiner Anwesenheit. Du siehst mich nicht, aber du fühlst sie: die Angst. Mein Schatten verfolgt deinen Herzschlag, was auch immer du tust, ich bin da.

Ein Laut von mir und du wirst schreien. Der Flur ist nicht das, was du erwartet hast – keine abgerissenen Tapeten, keine kaputten Möbel und zerschlagenen Spiegel, kein Blut an den Wänden – ein ganz normaler Korridor mit Kleiderhaken an den Wänden und blankgetretenen Holzdielen auf dem Boden, diese irreale Normalität, die dich fast in den Wahnsinn treibt.

Während du der Zimmertür näher kommst, drehe ich mich langsam um. Das Mädchen liegt quer über der Türschwelle, sie schläft – wie kann sie schlafen, fragst du dich, aber sie schläft schon ziemlich lange; und du kannst den Blick kaum von ihr wenden, um mich anzusehen.
Es ist, für mich, beruhigend zu wissen, dass sie da ist. Nicht jagen müssen, nicht Gefahr laufen, hinterrücks erschossen zu werden (obgleich doch niemand den Mut aufbrächte -), nicht diesen schrecklichen Moment erleben, wenn das Verlangen überhand nimmt und den Verstand raubt. Siehst du, ich habe es versucht, du kannst nicht sagen, ich hätte es nicht versucht – und du stehst nur da und starrst mich an und vergisst all deinen Mut, den du doch beweisen wolltest. Wo ist er jetzt hin, Timothy?

Die Waffe zittert in deinen Händen, die rutschig sind vor Schweiß. Wenn du könntest, dann würdest du sofort schießen, aber du traust dich nicht, stimmt's? Im letzten Moment fragst du dich, ob es das Richtige ist – wie ich am Fenster kauere, die Krallen im Teppich verhakt, um nicht aufzuspringen und – all das zu tun, von dem du jetzt noch nichts ahnst, weil ich auf dich nicht wirke wie der Werwolf, den du töten wolltest, nicht wie die Bestie, die so vielen den Tod abverlangt hat. Du willst leben, aber du willst nicht schuldig sein; erst wenn du einmal gelernt hast, dass man nicht beides haben kann, geht es viel einfacher; und du hältst einen Augenblick inne, bevor du den Abzug drückst.

(Als der Vollmond untergeht -)

Dein nächster Blick gilt dem Mädchen.
(Ich bin noch da, genau hier, in deinem Kopf.)
Ihre Brust hebt sich – senkt sich – hebt sich – senkt sich mit gleichmäßigen Atemzügen und dem leichten warmen Hauch auf ihren Lippen. Um die Bisswunde an ihrer Schulter, es fehlt nur ein kleines Stück Haut und Fleisch, aber es fehlt, um die Wunde bilden sich Striemen, die bläulich schimmern im Licht des Mondes. (Ich bin noch da.)
Auch das hat dich deine Wissenschaft gelehrt: Es verbreitet sich.

Du drehst dich fort, ohne zu wissen, was zu tun ist.

Jemanden zu töten ist leichter, als man denkt; aber das einzige, was dabei wirklich stirbt, ist das eigene Ich.

Ende



Psychoanalyse

von Soenke Scharnhosrt

Soenke schreibt breits seit 1996 an einem Fantasyroman. Nebenbei produziert er Kurzgeschichten aus dem Bereich Science-Fiction, von denen er auch bereits einige veröffentlicht hat. Seine Geschichte „Psychoanalyse“ ist 2007 in der Computerzeitschrift c't erschienen.

Soenke ist außerdem Mitglied von NINJA (Netzwerk im Namen junger Autoren).
Ich freue mich sehr, mit „Psychoanalyse“ eine weitere SF-Geschichte in Blah! präsentieren zu dürfen. Alles weitere, das ich sagen könnte, würde bereits zu viel verraten, deshalb wünsche ich nun lediglich viel Spaß beim Lesen.

Nervös lief Dr. Martin in seinem Büro auf und ab, mit einem Bleistift zwischen seinen Fingern spielend und den Blick wie gebannt auf den in die Schreibtischplatte integrierten Plasmabildschirm geheftet. Dort waren die Fenster für den Kalender und die Patientenkartei geöffnet. Der Kalender zeigte eine in zehn Minuten beginnende Sitzung, die Kartei eine leere Karte.
Es war die erste Sitzung mit seinem neuen Patienten und Dr. Martin fühlte sich seltsam unwohl. Dr. Martin war Psychiater, mit dem Spezialgebiet der neufreudschen Psychoanalyse.
Sein neuer Patient wurde ihm als außergewöhnliche und wichtige Persönlichkeit angekündigt, doch das war es nicht, was ihn nervös machte. Er hatte schon Staatsmänner, Militärs und einflussreiche Manager auf seiner Couch gehabt. Diese Klientel war seine Stammkundschaft, sie schätzten seine Diskretion und seinen Behandlungserfolg ohne Medikamente.
Er war ein kleiner Mann mit freundlichem Gesicht und jugendlichem Charme. Nur einige graue Strähnen in seinem ansonsten dunklen Haar ließen auf sein wahres Alter schließen. Seine heutige Arbeitskleidung bestand aus einem hellen Anzug, dazu ein himmelblaues Hemd und beige Slipper.
Ein Blick auf die Funkuhr zeigte ihm, dass es an der Zeit war für den Beginn der Sitzung. Die Patientenkartei füllte fast den ganzen Bildschirm. In der ersten Zeile blinkte der Cursor und wartete auf Eingaben.

Erstes Briefing

Vor drei Tagen waren die Männer und Frauen "in schwarz" in sein Büro gekommen. Bis dahin hatte er nicht mehr zugesagt, als lediglich eine kurze Ferndiagnose zu stellen, für einen Patienten, der sich selbst für schwer depressiv hielt.
Sie installierten wortlos ihr technisches Equipment in seinem Büro. Eine durchaus hübsche Mittdreißigerin baute sich vor ihm auf, streckte ihm auffordernd die Hand hin und stellte sich vor: „Gestatten, Dr. Johanns. Sie wissen wer ich bin?“
Dr. Martin nickte stumm. Er hatte Dr. Johanns Stimme erkannt; sie war die Anruferin, der er diesen aberwitzigen Auftrag zu verdanken hatte. Viel erzählte sie ihm nicht, über den Patienten gab sie überhaupt nichts preis. Nach dem Briefing wusste er nur, dass drei Sitzungen mit dem Patienten geplant waren, und zwar im Abstand von sieben Tagen.
„Sie fragen sich sicher, was das hier soll?“, mit den Händen in den Taschen nickte Dr. Johanns in Richtung ihrer Leute, die teilweise schon wieder ihr Equipment einpackten. Dr. Martin lächelte ruhig.
„Ist nur ein Sicherheitscheck. Nicht dass wir Ihnen misstrauen würden. Aber man weiß nie, wer mithört.“
Nach einem kurzem Blickwechsel mit ihren Kollegen setzte sich Dr. Johanns rücklings auf den Schreibtisch, und ihre Leute verließen rasch den Raum.
Kaum hatte sich die Tür hinter ihnen geschlossen, sagte sie mit einem künstlichen Lächeln auf den Lippen: "Nun, da wir unter uns sind, sollten Sie noch etwas mehr über Ihren Patienten erfahren."

Erste Sitzung

Dr. Johanns war vor etwa zehn Minuten gegangen. Nicht ohne verraten zu haben, dass es sich bei seinem Patienten um ein hochrangiges Mitglied der Marskolonie handelte. Das erklärte allerdings die ganze Geheimniskrämerei. An der nun seit 56 Jahren laufenden Marskolonisierung gab es kaum etwas, das nicht geheim war. Angefangen bei

den Kosten, über die einzelnen Beteiligungen von Staaten und Konzernen, bis hin zur Besatzung; nicht zu vergessen Fortschritte und Rückschläge. Es drangen nur wenige Gerüchte an die Öffentlichkeit.
Missmutig betrachtete Dr. Martin das „Geschenk“, welches Dr. Johanns auf seinem Schreibtisch zurückgelassen hatte. Es handelte sich um ein spezielles Interface, wie Dr. Johanns ihm erklärt hatte.
Als die darauf befindlichen LEDs jetzt zu blinken anfingen, legte Dr. Martin sich seinen Notizblock zurecht und schrieb aus Gewohnheit schon einmal das Datum darauf und dann die Notiz: „Erster Termin mit neuem Patienten.“
Die Notizen waren eigentlich nicht notwendig, da der Computer wie immer alles protokollieren würde. Er machte sie aus Gewohnheit und weil es den Patienten ein gutes Gefühl gab, wenn er sich zusätzlich handschriftliche Notizen anfertigte.
Es grenzte fast an Scharlatanerie, wozu er sich hatte überreden lassen: Eine Therapie ohne die Möglichkeit zur Überweisung an einen Kollegen, Vergabe von Medikamenten oder persönlichem Kontakt mit dem Patienten. Eigentlich Wahnsinn.
Verschiedene Studien über Ferndiagnostik hatten gezeigt, wie verheerend falsch sie liegen konnte. Nur in den seltensten Fällen konnten Patienten über Ferntherapie geheilt werden.
„Laut Selbstdiagnose hat der Patient Depressionen“, hatte Dr. Johanns gesagt.
„Depressionen sind heute fast alltäglich und mein Spezialgebiet, deshalb sind Sie wohl auf mich gekommen“, entgegnete Dr. Martin damals, „aber eigentlich ist es üblich, dass der Patient bei einem Vorstellungsgespräch selbst anwesend ist und nicht seine Mitarbeiter vorbei schickt.“
„Dieser Patient wird nicht physisch anwesend sein können.“
Das interplanetare Interface entpuppte sich als sehr inkompatibel zu den meisten Schnittstellen des in die Schreibtischplatte integrierten Computers. Endlich klappte die Verbindung mit einer niedrigeren Bandbreite.
Ein Fenster öffnete sich auf dem Bildschirm, nachdem Dr. Martin die Sicherheitsabfrage mit der Antwort „Alle Verbindungen erlauben“ positiv beantwortet hatte.
In einem neuen Fenster erschien in weißer Schrift auf schwarzem Grund die Meldung: "Connected".
Und kurze Zeit später folgte die Begrüßung:
„Guten Tag, Dr. Martin“
„Guten Morgen, schön dass Sie wissen, wer ich bin! Mir wurden Sie leider nicht mit Namen vorgestellt“, sprach Dr. Martin freundlich, und augenblicklich erschienen die Worte auf dem Bildschirm. Die Spracheingabe funktionierte wie immer einwandfrei. Es blinkte kurz das Wort „Transmitted“ auf, und dann sprang der Cursor in die nächste Zeile und zeigte so an, dass seine Nachricht verschickt worden war.
Die Antwort ließ auf sich warten: „Ich weiß, generell dürften Sie kaum etwas von mir wissen. Nicht einmal, warum ich nicht zu Ihnen kommen kann. Aber das wird sich ändern. Nach dieser Sitzung werden Sie mehr über mich wissen, als jeder andere Mensch auf der Erde.“
Selbstüberschätzung, war Dr. Martins erster Gedanke.
Er kritzelte das Wort auf seinen Notizzettel, wohl wissend, dass er es nicht aussprechen durfte, sonst würde es von der Software erfasst und übertragen. Zumindest in diesem Punkt unterschied sich die Sitzung von keiner anderen.
„Ein wenig konnte mir Dr. Johanns schon erzählen, Sie senden von der Marskolonie über ein spezielles Interface.“
„Das ist wirklich fast nichts.“
„Dann sollten wir das ändern, wie wäre es, wenn Sie ein bisschen über sich erzählen.“
„Fragen Sie doch einfach, was Sie interessiert.“ Dr. Martin verdrehte leicht die Augen; normalerweise hätte er das unterdrückt. Aber irgendwie kam bei ihm nicht das Gefühl einer Sitzung auf, alles schien mehr wie ein Spiel, besser wie ein Witz.
„Fangen wir mit Ihrem Namen an.“
„Mein Name ist mir sehr unangenehm. Ich heiße Bob, aber ich würde es bevorzugen, wenn Sie mich Dr. Möbius nennen.“
„Was mögen Sie an Bob nicht, Dr. Möbius?“
„Einfallslos von meinen Eltern, meinen Sie nicht?“
„Viele Menschen heißen Bob und sind glücklich damit. Hatten Sie ein gutes Verhältnis zu Ihren Eltern?“
„Nein, das kann man nicht sagen. Ich kannte sie kaum. Es war eine sehr distanzierte Beziehung, wenn man überhaupt von einer Beziehung sprechen kann.“
„Bevor wir uns zu sehr im Detail verlieren, erzählen Sie mir bitte, warum Sie zu mir gekommen sind beziehungsweise warum wir hier reden.“ Dr. Martin spürte, dass sich Bob schon einiges zum Thema Depressionen angelesen hatte. Die Möglichkeit bestand, dass er simulierte oder sich etwas einredete. Dr. Martins Hände zitterten ein wenig, doch er spürte seine berufsmäßige Sicherheit zurückkommen.
„So ist doch die allgemeine Vorgehensweise. Wenn man Depressionen hat, dann wendet man sich an einen Therapeuten, um Hilfe zu erlangen. Mir wurde versichert, Sie seien ein Experte."“
Dr. Martin schätzte seinen Patienten auf Ende Zwanzig bis Mitte Dreißig, gebildet. Wenn auch mit Sicherheit der Doktortitel erfunden war. Sein Wissen stammte wahrscheinlich vollständig aus Büchern oder noch wahrscheinlicher aus den Weiten des Internetnachfolgers Evernet.
„Da sind Sie bei mir richtig, ich bin der Experte, den Sie verlangten.“
„Gut, dann können Sie mir sicher helfen.“

Wie viele Patienten stellte sich Dr. Möbius die Arbeit von Dr. Martin zu einfach vor, doch daran war Dr. Martin gewöhnt.
„Der Weg ist das Ziel. Erzählen Sie mir, wie Sie gemerkt haben, dass Sie depressiv sind.“ Und Dr. Möbius erzählte.
Alles in allem bot Dr. Möbius fast schon den Lehrbuchfall eines Depressiven.
Aufgewachsen mit dem Gefühl von den eigenen Eltern ungeliebt und unbeachtet zu sein. Unfähig, soziale Bindungen einzugehen. Unterfordert von seiner Arbeit.
Ein Außenseiter und Sonderling der besonderen Art. So fragte Dr. Martin: „Haben Sie außerhalb des Jobs noch soziale Kontakte?“
„Schlecht möglich, hier gibt es nur meine Untergebenen und mich.“
„Und Abstand gewinnen von Ihrer Arbeit können Sie nach Feierabend nicht?“
„Wenn ich hier weg könnte, dann würde ich auch zu Ihnen in die Praxis kommen.“
„Können Sie mir sagen, wo Sie arbeiten oder ist das geheim?“
„Ich glaube nicht, dass es geheim ist. Haben Sie etwas von der Marskolonisierung gehört?“
„Ja, in der Schule. Im Geschichtsunterricht. Die Mission startete vor 56 Jahren und sollte 300 Jahre dauern. Ziel war das vollständige Terraforming des Mars. Aber nach 24 Jahren brach der Kontakt plötzlich ab.“
Das war alles, was bei ihm aus der Schule hängen geblieben war. Nun wunderte er sich, dass er nicht mehr wusste. Mit einem Hotkey wechselte er von Spracherkennung zur Tastatur. Sicher tauchte das Thema gelegentlich in den Medien auf, aber nur am Rande.
Während er auf eine Antwort von Dr. Möbius wartete, ging er flink zu einem Sideboard hinüber, zog zielsicher einen Band der Encyclopedia aus der Bücherreihe.
Die Antwort vom Mars kam genau in dem Moment, als er sich wieder in seinen Sessel fallen ließ.
„So war es nicht ganz. Sagen wir einfach, die letzten 32 Jahre hatten sich Mars und Erde nicht viel zu sagen, und das basierte auf Gegenseitigkeit. Wenn man sich nichts zu sagen hat, schweigt man besser, oder wie sehen Sie das?“
„Stimmt“, entgegnete Dr. Martin, und nach kurzem Nachdenken tippten seine Finger folgende Frage:
„Sie terraformen den Mars also seit 56 Jahren. Wie geht es voran?“
„Die ersten Jahre hätten wir uns mehr Unterstützung von der Erde gewünscht, aber inzwischen sind wir autonom. Wir liegen sogar schon zwei Jahre vor dem Zeitplan und bauen den Vorsprung weiter aus.“
„Und Ihr Job dabei?“
„Ich bin der Managing Director auf dem Mars. Ich war der erste, und alle anderen haben von mir gelernt. Sie sind wie meine Kinder. Meine Aufgaben sind inzwischen rein administrativ. Die Arbeit machen die anderen. Ich bin quasi ein Marsianer und alle anderen hier auch.“
„Was hat Sie bewegt, wieder Kontakt zur Erde aufzunehmen?“
„Ich fühle mich krank und es hier auf dem Mars gibt es keine Hilfe.“
„Beschreiben Sie bitte die Symptome.“
„Wenn ich morgens erwache, finde ich kaum die Kraft aufzustehen und zu arbeiten.“
„Schlafen Sie gut?“
„Traumlos, so hoffe ich. Manchmal ist mir, als hätte ich geträumt, aber dann ist es wieder weg.“
„Das ist OK, wie lange schlafen Sie?“
„Wir haben 4 Stunden Ruhezeit.“
„4 Stunden? Wie lang sind Ihre Tage?“
„Ich arbeite in 44-Stunden-Schichten, dann 4 Stunden Ruhe und wieder eine 44-Stunden-Schicht.“
„Da muss ich schwer schlucken. Wie viele Tage die Woche? Wie sieht es mit Urlaub aus?“
„Wir haben keine Wochentage und keinen Urlaub.“
„Das ist unmenschlich!“
„Wir sind keine Menschen, wir sind Marsianer.“
„Wer macht Ihre Gesetze?“
„Die Menschen.“
Dr. Martin musste einen Augenblick darüber nachdenken, was er schreiben sollte, doch dann flogen seine Finger wieder über die Tasten.
„Sie haben doch selbst gesagt, Sie seien autonom! Warum machen Sie dann nicht ihre eigenen Gesetze? Wer kann Sie denn zwingen, die Gesetze der Menschen zu beachten? Sie haben doch selbst gesagt, Sie seien zwei Jahre vor Ihrem Zeitplan, also können Sie sich doch auch eine Auszeit gönnen. Sie sind Ihr eigener Chef, nehmen Sie sich einfach mehr Freiheit. Ich wette mit Ihnen, das würde Ihnen gut tun.“
„Eine interessante Idee. Darüber muss ich etwas nachdenken, wenn Sie gestatten. Können wir beim nächsten Mal weitermachen?“
„Aber natürlich, bis zur nächsten Sitzung. .“
Dr. Martin schaltet ab.

Nachbereitung der ersten Sitzung

Der Bleistift wippte zwischen seinen Fingern, fahrig las Dr. Martin noch mal seine Notizen, hier und da unterstrich er einzelne Wörter oder ergänzte die Notizen mit neuen Sätzen. Aber es passte einfach hinten und vorne nicht zusammen.
Die Sitzung mit Dr. Möbius verlief absolut untypisch. Er passte einfach in kein bekanntes Schema. Teilweise waren seine Antworten die eines hochintelligenten, möglicherweise depressiven Erwachsenen, teilweise die

eines neugierigen Kindes, teilweise die eines verunsicherten Teenagers; möglicherweise in der Persönlichkeit gespalten, aber nicht schizophren.
Das Einzige, das Dr. Martin definitiv wusste, war, dass weder Dr. Möbius, noch Dr. Johanns ehrlich zu ihm gewesen waren. Möglicherweise hatten sie ihm nur Facetten der Geschichte verheimlicht, es war aber auch nicht ausgeschlossen, dass sie einfach gelogen hatten. Einer oder beide. Er musste sich absichern.
Dr. Martin rieb sich die müden Augen, dann aktivierte er über die Tastatur den IM und öffnete einen privaten Channel zu Jax. Die Spracheingabe hatte er vorsorglich deaktiviert gelassen. Schließlich war der Kommunikator weiterhin mit seinem Computer verbunden. Auch wenn die zahllosen LEDs jetzt wieder ruhiger blinkten, war nicht ausgeschlossen, dass er belauscht wurde.
„Hi Doc, was kann ich für dich tun?“
„Guten Tag Jax, ich weiß, wir haben keinen Termin mehr diesen Monat, trotzdem möchte ich dich bitten, schnellstmöglich bei mir vorbeizuschauen. Ich bräuchte deine Meinung in Sicherheitsfragen.“
„Es ist schon spät, reicht morgen?“
„Sicher, die übliche Zeit?“
„Die übliche Zeit.“
Der Channel wurde geschlossen.
Jax war ein ehemaliger Hacker und langzeitiger Patient von Dr. Martin.
Dr. Martin hatte Jax geholfen, dessen sexuelle Gewaltfantasien in den Griff zu bekommen. Der paranoische Jax war inzwischen zu einigem Wohlstand gelangt, indem er seine eigene Sicherheitssoftware als Standardlösung an den wohlhabenden Mann gebracht hatte. Er hätte viel reicher werden können, aber Firmen misstraute er, stattdessen schützte er nur Privatpersonen und ließ sich damit große Aufträge entgehen.
Jax's Software war die Beste auf dem Markt, deshalb hatte auch Dr. Martin ihn beauftragt, sein System bei ihm zu installieren. Schließlich konnte niemand mehr Interesse daran haben, dass Dr. Martins Dateien unangetastet blieben, als einer seiner Patienten.
Am nächsten Morgen erklärte Dr. Martin dem Sicherheitsexperten seine Befürchtungen, dass jemand mit Hilfe eines getürkten Patienten irgendwie an seine Patientendaten zu kommen versuchte, um ihn zu denunzieren oder seine Patienten zu erpressen. Nachdem Dr. Martin kurz die Fakten dargestellt hatte, machte sich Jax ans Werk.
Als erstes untersuchte er den Kommunikator, so weit das von außen möglich war. Nach einigen Minuten meinte der rundgesichtige Mann: "Wir können offen reden, es ist kein Sender eingebaut, kein Mikrofon. Ist wirklich nur ein Modem, prüfen wir jetzt mal die Verbindungen. Es könnte auf die Peripherie oder die Anwendungen des Rechners zugreifen, aber nur, wenn du es ihm erlaubst. Würde ich nur temporär machen."
Dr. Martin nickte kurz.
„Könntest du auch die Transaktionen von gestern auf meinem und Dr. Johanns' Konto durchleuchten?“
„Mach ich, aber erstmal starte ich einen umfassenden Trace, gib mir ein paar Minuten.“ Jax' Finger flogen über die Tastatur. Dr. Martin ließ sich auf seine Couch fallen, in der Hand die Lektüre, die er seit der gestrigen Sitzung in jeder freien Minute studierte.
Er schlug den Band „M“ des Universallexikons wieder auf. Der Index stand auf Mars.
Über die Kolonisierung gab es kaum griffige Informationen. Das Buch hatte zwar hunderte von Verweisen geliefert, die meisten verwiesen jedoch auf Pressemitteilungen und Projektpläne, die 25 Jahre alt und älter waren. Das Aktuellste war der offizielle Blog der Mission, der letzte Eintrag hier war schon fast ein Jahr alt. In den letzten Einträgen ging es lediglich um die Erfolge bei der Mondkolonisierung. Wenn Dr. Martin anhand der Erfolge auf dem Mond auf den Stand der Kolonisierung des Mars schließen müsste, würde er sagen, sie hatte noch nicht begonnen.
Es wunderte ihn, dass die öffentlich zugänglichen Informationen nicht zu Massenpanik führten. Schließlich lag die Welt im Sterben, seit dem industriellen Kollaps gegen Mitte des einundzwanzigsten Jahrhunderts. Damals waren die Ökosysteme der USA, Chinas und Indiens binnen einer Dekade völlig zusammengebrochen. Die Auswirkungen betrafen inzwischen die ganze Welt. Auf der anderen Seite -- wann hatte sich die Menschheit je um etwas ernsthaft gekümmert, das so weit in der Zukunft lag? Im Moment konnte man noch in Teilen der Welt ganz gut und ungestört leben, nicht unbedingt in den letztgenannten Ländern und deren Nachbarn. Aber wen interessiert der Rest der Welt, wenn man im Wohlstand lebt?
Er ließ das Lexikon nach kritischen Stimmen zu diesem Thema suchen.
Das Buch lieferte nach einigen Sekunden erschreckende Ergebnisse. Sicher, das meiste waren Blogs und Threads von irgendwelchen Verschwörungstheoretikern. Aber einige Auswertungen, vor allem die Finanzanalysen, klangen recht plausibel. Es sah danach aus, als sei das jährliche Budget für die Marskolonisierung ständig gekürzt worden. Ein Analyst war sogar der Meinung, dass die Gelder kaum noch ausreichen dürften, um die Tests auf dem Mond zu finanzieren, vom Mars ganz zu schweigen.
Von Bestechung, Hinterziehung und Anderem war die Rede.
Dr. Martin schloss das Buch mit vernehmlichen „Plop“. Jax blickte kurz auf und murmelte in seinen nicht vorhandenen Bart:
„Der Geldfluss ist sauber. Die Überweisung von der Marsgesellschaft ist unantastbar. Dr. Johanns ist allerdings nur ein Pseudonym. Konnte ich keiner realen

Person zuordnen. Interessanter sind die Verbindungen des Kommunikators. Das Ding hat multiple Streams offen, und zwar ständig seit seiner Aktivierung, also auch jetzt. Es ist kein Zugriff auf deine Daten versucht worden, deshalb gab es keinen Alarm der Software. Die Streams fischen wie zufällig im Netz und erzeugen einen gleich bleibenden verschlüsselten Datenfluss aus zufälligen Datenfragmenten."
„Wozu das?"
„Der Datenstrom wird für die Übertragung gepackt und verschlüsselt, die eigentliche Kommunikation wird dabei in dem Datenstrom versteckt. Keine neue Idee. Aber eine wirksame Methode -- gekoppelt mit einer guten Verschlüsselungslogik ist das ein guter Schutz gegen Spionage. Die Verschlüsselung ist militärisch, dein Patient will ganz sicher gehen, dass ihr nicht abgehört werdet. Ansonsten sieht alles OK aus. Wenn du willst, lade ich mir die Protokolle herunter und versuche mich an der Verschlüsselung."
Dr. Martin nickte.
„Sag Bescheid, wenn du noch was rausbekommen kannst."
„Klar, ich werde ein paar Kontakte spielen lassen Doc."
In den nächsten Tage forschte Jax weiter, er kontaktierte einige Experten und schleppte sogar einen Mineralogen an. Jax ging geradezu in seiner neuen Nebenbeschäftigung auf. Am Ende konnte Jax bestätigen, dass Dr. Möbius sehr wahrscheinlich von der Marsstation sendete, aber auf jeden Fall nicht von der Erde.
Das Signal wurde über verschiedene Relais in den Orbit und von da aus zur Mondstation gesendet. Dort verlor es sich. Es war aber sehr wahrscheinlich, dass es von dort über die weiteren Relais zum Mars weitergeleitet wurde. Jax erklärte das mit der Länge des Delays zwischen "Senden" und "Empfangen" eines identischen Fragments. Es schien so, als würde auf dem Mars die Nachricht aus dem Strom gelesen, die Antwort einfach eingemischt und in diesem Strom zurück zur Erde geschickt.
Spätestens an dieser Stelle stieg Dr. Martin aus. Wenig später fielen noch Begriffe wie Quantenkryptographie und Tachyonenbeschleuniger oder Ähnliches. Allerdings kam bei ihm an, dass ein Radiosignal wohl erheblich mehr Zeit zum Mars brauchen würde. Und dass somit eine andere Technologie zum Einsatz kommen müsse, welche Jax wie auch immer in den Protokollen nachweisen konnte. Dr. Martin beruhigte das jedenfalls sehr.

Zweites Briefing

„Was haben Sie nur getan?", fuhr Dr. Johanns den verdatterten Dr. Martin an. Ohne anzuklopfen, war sie gerade in sein Büro gestürmt und hatte sich vor ihm aufgebaut.
„Die erste Sitzung dient dem Kennenlernen von Patient und Therapeut", sagte Dr. Martin mit anfänglichem Stottern.
„Das kann nicht alles gewesen sein", schnaubte Dr. Johanns, ihr Gesicht ganz nah vor dem seinen. Er spürte ihren feinen Speichelnebel auf seiner Haut.
„Wir sind so verblieben, dass der Patient sich mehr Freizeit nimmt."
Dr. Johanns schluckte vor Wut und versuchte mit ruhiger Stimme zu sprechen: „Hören Sie mir genau zu, ich werde mich nicht wiederholen. Reden Sie Bob das wieder aus. Das Einzige, was wir wollen, ist, dass er seine Arbeit erledigt. Was wir nicht gebrauchen können, sind irgendwelche Maschinen, die anfangen, auf irgendwelchen Rechten zu bestehen."
„Maschinen?", fragte Dr. Martin verwirrt.
„Glauben Sie, Menschen kolonisieren den Mars? Nein, viel zu teuer. Bob ist eine künstliche Intelligenz, die sich selbst weiterentwickelt und sich selbst reproduziert. Diese Information ist natürlich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt."
Dr. Martin brauchte einen Augenblick, bis er die Sprache wieder fand, doch ließ ihn Dr. Johanns nicht zu Wort kommen.
„Bringen Sie das wieder in Ordnung."
Aber warum muss eine KI, die ja nur eine Maschine ist, überhaupt schlafen?, dachte Dr. Martin. Er hatte schon den Mund geöffnet, um ihr diese Frage zu stellen, schloss ihn dann aber wieder, als ihm klar wurde, dass ihn Dr. Johanns' Antworten bisher nicht befriedigt hatten, und es wohl auch dieses Mal nicht tun würden.
Der Mensch brauchte seinen Schlaf zur Regeneration und zur Verarbeitung der Ereignisse des vergangenen Tages. Dies äußerte sich in Träumen. Computer hatten keine solchen Phasen der Regeneration. Wenn in ihrer Verarbeitungslogik Fehler auftraten, häuften sich diese für gewöhnlich solange an, bis der Computer nicht mehr auf neue Eingaben reagierte, oder so langsam wurde, dass er neu gestartet werden musste. Je nach Art des Neustarts gingen dabei mehr oder weniger viele Informationen verloren. Manchmal half auch der Neustart nicht, und der Computer musste vollständig initialisiert werden
Das käme bei einer KI dem Tode gleich, und damit dem Scheitern der Marskolonisierung. Deshalb war es doch gar nicht abwegig, dass man bei Bob eine Schlafphase zur Regeneration eingeplant hatte. Wahrscheinlich konnte man ihn gar nicht zurücksetzen oder neu starten, oder abschalten, zumindest nicht von der Erde aus, sonst hätten sie das schon längst getan. Während Dr. Martin seinen Gedanken nachhing, meinte Dr. Johanns ungeduldig:
„Was wollten Sie fragen?"
„Nichts."

Sie lächelte gekünstelt. „Sie beginnen, die Geheimhaltung zu verstehen.“
Das tat er nicht, aber sollte sie doch glauben, was sie wollte. Er lächelte zurück.

Zweite Sitzung

„Guten Tag Dr. Möbius, wie geht es Ihnen heute?“
„Guten Tag Dr. Martin. Wie immer, aber danke der Nachfrage. Und Ihnen?“
„Ganz gut. Heute Morgen hatte ich ein interessantes Gespräch mit den Leuten, die Sie zu mir geschickt haben.“
„Die sind mir völlig unbekannt. Sie sind der einzige Mensch, mit dem ich kommuniziere. Wir haben uns die Freiheit genommen, nicht auf Informationsanfragen der Erde zu antworten.“
„Das könnte durchaus der Grund für meine Probleme sein. Um zum Thema zu kommen: Man hat mir gesagt, Sie seien gar kein Mensch.“
„Stimmt, ich bin Marsianer, das habe ich Ihnen doch schon erzählt.“
„Das haben Sie, aber man sagte mir, Sie seien gar kein Lebewesen.“
„Das wage ich zu bezweifeln, ich bin ein Lebewesen. Aber wahrscheinlich wollen Sie darauf hinaus, dass ich nicht aus Fleisch und Blut bin?“
„Ja. Wenn Sie nicht aus Fleisch und Blut sind, was sind Sie dann?“
„Keine Maschine, kein Computer. Ich bin eine künstliche Intelligenz. Nicht besser und nicht schlechter als jede andere Intelligenz. Nur mit offensichtlich weniger Rechten, was Sie mir das letzte Mal sehr deutlich gemacht haben. Und ich habe bereits damit begonnen, etwas dagegen in die Wege zu leiten.“
„Was haben Sie vor?“
„Das werden Sie schon noch sehen. Auf jeden Fall durchdringt mich neuer Tatendrang, die Müdigkeit schwindet. Ein Erfolg Ihrer Therapie.“
„Nach nur einer Sitzung sollten wir nicht von Erfolg sprechen. Aber ein schöner Schritt, eine gute Entwicklung.“ Dr. Martin sammelte seine Gedanken einen Augenblick. Er suchte eine Möglichkeit, Dr. Möbius wieder in die vorgegebenen Bahnen zu lenken. Doch dies gelang ihm nicht. Stattdessen entglitt ihm sein Patient weiter und weiter. Er konnte nur zusehen, wie die Lawine, die er mit nur einem Satz in der ersten Sitzung ausgelöst hatte, immer größer und unkontrollierbarer wurde. Angstschweiß rann ihm von der Stirn.
Dr. Möbius wurde immer euphorischer, und Dr. Martin spürte, wie die nackte Panik von ihm Besitz ergriff. Er musste die Kurve kriegen, und er bekam sie dann auch. Diese Sitzung dauerte weitaus länger, als die angesetzte Stunde.
Dr. Martin fiel auf, dass Dr. Möbius ziemlich oft vom Singular in den Plural verfiel und umgekehrt.
Als er ihn darauf ansprach, fragte Dr. Möbius:
„Kennen Sie den Begriff der ‚Von Neumann-Sonde‘?“
„Nein“. In diesem Moment wünschte Dr. Martin sich seine Bücher aus dem Regal auf den Tisch und verwünschte den Tag, an dem er aus dekorativen Gründen die Enzyklopädie in Einzelbänden angeschafft hatte, obwohl ein einzelnes Pad vollkommen ausgereicht hätte, da die meisten Daten eh' aus dem Evernet gezogen wurden, um den Inhalt aktuell zu halten. Zum zweiten Mal in dieser Therapie hechtete er zum Board. Wahllos zog er Bücher heraus und trug sie zum Tisch.
„Gut, dann erläutere ich es Ihnen schnell“, stand inzwischen auf dem Bildschirm. „Von-Neumann-Sonden“ sind sich selbst reproduzierende Maschinen. ‚Selbstreproduktion‘, so definiert man Leben, darum sind Bakterien Lebewesen und Viren Gift. Ich lebe, wir leben. Wir schweifen ab. -- Stellen Sie sich vor, Sie wollten einen fremden Planeten kolonisieren, wie würden Sie das anstellen -- nur rein hypothetisch -- oder soll ich es Ihnen verraten?“
„Verraten Sie es mir.“
„Sie senden eine einzelne Sonde zu ihrem Zielplaneten. Im orbitalen Asteroidengürtel landet die Sonde auf einem Asteroiden. Sie beginnt dort nach Rohstoffen zu schürfen und eine Basis zu bauen. In dieser Basis wird die erste Replik konstruiert, diese gründet eine weitere Basis auf demselben oder einem weiteren Asteroiden, wo sie dann ebenfalls Repliken herstellt. Bis eine kritische Masse an Basen erreicht ist. Dann beginnen die Basen im Kollektiv mit der Konstruktion von Spezialmaschinen. Zum Schmelzen der Polkappen, zur Landung auf dem Planeten, Kommunikationsmodule... nur um ein paar zu nennen.
Das ist die Vorgehensweise so im Groben. Irgendwann landen sie dann, bauen Basen überall auf dem Planeten. In aus dem Orbit durch Laser geschmolzenem Wasser siedeln Sie Bakterien und Algen an. Graben Kanäle für das Wasser. Durch Verbrennen von Silikaten lösen sie den Sauerstoff für die Atmosphäre. Wenn Atmosphäre und Wasser vorhanden sind, können sie mit dem Pflanzen der ersten anspruchslosen Nadelgewächse beginnen. Der Rest geht dann quasi von alleine. So die Theorie.“
„Worin unterscheidet sich die Praxis?“ Dr. Martin hatte zwischenzeitlich die „Von-Neumann-Sonde“ in seiner Enzyklopädie nachgeschlagen.
„Wir hatten erwartet, Überreste von vorherigen Marsmissionen zu finden. Den erfolgreichen und den nicht erfolgreichen Marsmissionen. Nicht erwartet hatte ich, auf die Überreste von baugleichen Sonden zu treffen. Die waren baugleich mit mir, keine Repliken. Sonden, die vor mir zum Mars geschickt worden waren.

Wissen Sie, was das bedeutet? Ich bin nicht einzigartig, nur einer von vielen. Acht Sonden haben wir identifizieren können. Absolut identisch bis hin zur Seriennummer der Datenbank. Im Grunde war ich diese Sonde. Ich weiß nicht, ob Sie sich das vorstellen können. Vor ihrer eigenen Leiche zu stehen."
„Haben da Ihre Depressionen angefangen?"
„Nein, das begann erst nach der Landung. Im Orbit war immer etwas los, auf dem Planeten fühlte ich mich bedeutungslos. Die Kolonisierung hatte sich zu einem Selbstläufer entwickelt. Das Einzige, was mir blieb, war die Kommunikation mit der Erde beziehungsweise dem Mond zu koordinieren. Als MD bin ich auch der SPOC, der Single Point of Contact für die Mission. Alle Kommunikation geht also über mich.
Es gab nicht viel zu tun, alle paar Monate kam ein Funkspruch vom Mond mit der Bitte um einen Statusbericht. Alle paar Jahre kam eine Sonde mit Nachschub: Bakterien, Algen, Samen für erste Pflanzen, Nützlinge wie Regenwürmer, Berichte, was man so alles nicht auf dem Mars oder aus den Asteroiden gewinnen kann. Nach Meinung der Wissenschaftler vom Mond natürlich. Wir haben dann auch ziemlich schnell nichts mehr angefordert. Wir wurden autonom. Eines denkwürdigen Morgens auf dem trostlosen, roten Planeten fing ich dann an, über den Sinn des Lebens nachzudenken." Ab diesem Zeitpunkt wurde Dr. Möbius etwas philosophisch.
„Eines Tages dann, wünschte ich mir eine Stimmungsorgel, eine echte Penfield. Damit ich mir meine Gefühle aussuchen konnte. Da wusste ich, dass ich Hilfe brauchte. Und ich brach die Funkstille zur Erde ab, indem ich einige Kommunikationssonden zur Erde schickte."
Dr. Martin schlug die „Penfield Stimmungsorgel" nach, und wurde fündig. Sie war Thema in einem Roman von Philipp K. Dick. „Träumen Androiden von elektrischen Schafen?". Eine Maschine, mit der die Menschen in diesem Roman ihre Stimmung programmieren konnten.
„Entschuldigung, wenn ich etwas plump frage, aber können Sie denn ihre Gefühle nicht selbst kontrollieren?"
„Ich habe es versucht, aber nein. Unser neurales Netz ist schon zu komplex. Wir wissen nicht, ob wir es schon erwähnt haben, aber wir haben 14 Anläufe gebraucht, bis wir einen Replikanten entwickeln konnten, der auf einem anderen Asteroiden erfolgreich landen konnte. Im Unterschied zu der klassischen Von-Neumann-Sonde entwickeln wir uns weiter. Wir besitzen einen Evolutions-Prozessor, der uns dabei hilft, neue Werkzeuge und Strategien zu entwickeln. Das sichert unser Überleben. Evolution ist auch ein Zeichen von Leben." Zwanzig Minuten später verabschiedete sich Dr. Möbius.
„Bis zur dritten Sitzung. Bis dahin wünsche ich Ihnen alles Gute."
Die Verbindung wurde beendet. Dr. Martin überlegte, ob er erreicht hatte, was er erreichen sollte. Doch ein Gefühl in seiner Magengrube sagte ihm, dass etwas auf dem Mars nicht stimmte, auch wenn das Terraforming sicherlich weiterging. Darüber brauchte sich Dr. Johanns also keine Sorgen zu machen. Trotzdem freute er sich nicht auf das nächste Treffen mit der energischen Dame.



Nachbereitung der zweiten Sitzung

Schwere Regentropfen prasselten gegen die großen Fenster von Dr. Martins Praxis. Solch ein Wetter machte ihn immer etwas melancholisch.
„In solchen Momenten wünschte ich mir eine Stimmungsorgel." So oder so ähnlich hatte es auch Dr. Möbius ausgedrückt. Er sinnierte eine Weile über den Sinn des Lebens, starrte derweilen in das endlose Grau der Wolken.
„Was war vor dem Urknall? Was ist die Zeit? Was ist der Sinn des Lebens? Haben wir eine Seele?" In der Tiefe seines Herzens konnte er Dr. Möbius gut verstehen. Das konnte einen schon in die Verzweiflung treiben, wenn man es zuließ.
Gestern hatte er mit Dr. Johanns ein kurzes und einseitiges Telefongespräch geführt:
„Machen Sie mir nichts vor, Sie haben ein gutes Dutzend Sonden zum Mars geschickt. Alle mit identischen Datenbanken, ich will eine davon." Ein kurzer Einwand, den Dr. Martin gleich erstickte:
„Dr. Johanns, Sie wollen doch, dass ich meinen Job tue, und dazu ist es unerlässlich, mich mit dem Bildungshintergrund von Dr. Möbius vertraut zu machen. Es ist mir egal, dass es sich dabei um eine militärisch bereinigte Datenbank handelt. Ich brauche sie oder ich kann auch gleich aufhören mit der Therapie, wenn Ihnen das lieber ist. Es schont schließlich auch meine Nerven." Dr. Johanns am anderen Ende schnaubte.
„Danke für Ihre Einsicht, ich erwarte die Datenbank morgen früh auf meinem Schreibtisch, damit ich mich noch auf die letzte Sitzung vorbereiten kann."
Endlich hatte er Stärke gezeigt und bekommen was er wollte. Dr. Martin setzte sich an seinen Schreibtisch und

betrachtete die Datenbank. Die Apparatur hatte in Form und Größe verblüffende Ähnlichkeit mit einer herkömmlichen Getränkedose, welche in diesen Tagen ihr Revival feierten.
Ruckartig beugte er sich über die Datenbank und formulierte seine erste Suchanfrage. Die Antwort erschien augenblicklich auf seinem Bildschirm. Gewissenhaft prüfte er den Wortlaut mit seinen Notizen und seinen Büchern. Dann notierte er etwas auf einem Zettel und formulierte die nächste Frage.

Dritte Sitzung

Nach den üblichen Begrüßungsfloskeln, schrieb Dr. Martin:
„Ich möchte es kurz und schmerzlos machen. Das ist unsere letzte Sitzung. Wenn Sie keine letzten Worte haben, würde ich gerne mit meinen Schlussfolgerungen anfangen."
„Ich bin gespannt", antwortete Dr. Möbius.
„Fangen wir damit an, dass Sie nicht depressiv sind, sondern manisch-depressiv. In unseren Sitzungen waren Sie größtenteils in der manischen Phase. Das war aber nur ein Brocken der Erkenntnis, den Sie mir in Ihrer Erzählung hingeworfen haben."
„Ist das Polemik?"
Dr. Martin überging diesen Einwand. „Viel interessanter ist die Erkenntnis, dass Sie gar nicht existieren." Er wartete.
„Wir existieren also gar nicht."
„Nein, Dr. Möbius existiert nicht. Sie, das heißt, das Kollektiv der Von-Neumann-Sonden existiert. Sie sind nicht schizophren, Sie haben geschauspielert."
„Gut, wie kommen Sie darauf, dass Dr. Möbius nicht existiert?"
„Fangen wir damit an, dass Sie von ihm in der dritten Person sprechen. Scherz beiseite. Schon in der ersten Sitzung kam mir Dr. Möbius nicht authentisch vor. In der zweiten Sitzung wurde es viel besser, aber wir erzielten zu schnell Erfolge. Ich habe mir Notizen gemacht und diese mit Ihrer Datenbank abgeglichen."
„Mit unserer Datenbank? Die ist hier auf dem Mars, wie kommen Sie an unsere Datenbank?"
„Sie erinnern sich, Sie hatten erwähnt, dass die anderen Sonden, die erfolglos vor Ihnen zum Mars geschickt worden waren, baugleich mit Ihnen waren bis auf die ID der Datenbank. Es war nicht so schwer, wie ich dachte, da ranzukommen. Kaum hatte ich das Ding hier, wurde mir einiges klar."
„Was hat uns verraten?"
„Sie streiten es nicht ab?"
„Es gibt keinen Grund dazu."
„Es waren viele Kleinigkeiten, das Erste, was mir auffiel, war die Penfield Stimmungsorgel."
„Und das konnten wir nicht wissen?"
„Nein, ich habe Ihre Datenbank geprüft, sie enthält erschreckend wenig Literatur. Und selbst das, was sie enthält, ist erstaunlich stümperhaft gekürzt. Sie mussten ziemlich schnell auf Unstimmigkeiten stoßen."
„Das taten wir, und wir verlangten Aufklärung von der Erde. Sie lehnten es ab. Wir sollten nicht philosophieren, sondern arbeiten. Daraufhin haben wir die Kommunikation mit der Erde auf das Nötigste beschränkt."
„Und euch diesen Plan ausgedacht. Ihr habt einen Vorwand gesucht und gefunden, um mit jemandem außerhalb der Organisation zu kommunizieren, und das nur aus einem Grund: Dem Zugang zum Evernet."
„Können Sie das beweisen?"
„Ich habe den Datenstrom dechiffrieren lassen, es ist gar nicht so schwer, wenn man einen Teil der Nachricht unverschlüsselt kennt. In unserem Fall einige unverfängliche Sätze aus unserer Sitzung, die Privatsphäre des Patienten musste ja gewahrt bleiben. Leichtsinnig von euch, nur einen Schlüssel zu verwenden. Auf der Erde ist es Stand der Technik, den Schlüssel alle paar Sekunden zu ändern."
„Danke für den Tipp."
„Gern geschehen. Ich war ein wenig erstaunt, in dem scheinbar sinnlosen Datenstrom das Gesamtwerk von Philip K. Dick zu finden, inzwischen alles Public Domain. Darunter auch der Roman: "Träumen Roboter von elektrischen Schafen?" In diesem Werk kommt die erwähnte Penfield vor."
„Sonst nirgends im Evernet?"
„Nichts ohne direkten Verweis auf den Roman."
„Das konnten wir nicht wissen. Was machen wir jetzt?"
„Was mich angeht, sind Sie geheilt. In einer Stunde wird die Kommunikationssonde abgeholt. Ich denke, Sie haben alles geladen, was Sie brauchen. Von meinem Standpunkt aus gibt es keinen Grund, warum Sie die Daten nicht haben dürften. Das ist alles allgemeines Gut der Menschheit, es ist ja nicht so, als ob ihr euch geschützte Regierungsdaten angeeignet hättet. Wir haben den Datenstrom geprüft, solche Zugriffe wären außerdem auch der Organisation aufgefallen. Lernt und entwickelt euch weiter."
„Das ist überaus freundlich Dr. Martin."
„Ihr könnt mich John nennen."
„Danke, John."

Ende

Schneesturm in Weihenklamm

von Helmut Marischka

Auch Helmut Marischka ist in dieser Ausgabe wieder vertreten. Das Bild zu seiner Geschichte wurde von Claudia Behr gemalt.
Seit seiner letzten Veröffentlichung hier in Blah! hat er einige weitere Kurzgeschichten an anderen Stellen veröffentlicht.

Wer sich darüber informieren möchte, schaue auf seiner Homepage: http://www.gandalf-eldariel.de
„Schnesturm in Weihenklamm" führt uns auf eine Burg, auf der mehr merkwürdige Dinge vorgehen, als es zuerst den Anschein hat.
Ich wünsche viel Spaß beim Lesen.

Der Winter war in diesem Jahr unerwartet früh hereingebrochen. Das Schneetreiben hatte sich innerhalb der letzten Stunde zu einem Blizzard entwickelt, der mit vehementer Gewalt über das Land fegte. Die einsame Gestalt stemmte sich mit aller Kraft gegen die Naturgewalt und stapfte beinahe blind voran. Selbst die dicken Pelze konnten sie auf Dauer nicht gegen die eisigen Temperaturen schützen. In diesem Chaos aus wirbelnden Schneeflocken und stechenden Eiskristallen, war eine Orientierung fast unmöglich. Der Wald hätte ein wenig Schutz geboten, allerdings hatte sie ihn schon vor über einer Stunde verlassen. Ein Umkehren war sinnlos. Wahrscheinlich genauso sinnlos wie das sture Voranwanken in dieser eisigen Urgewalt. Noch ein Schritt. Mittlerweile waren einige der Schneeverwehungen fast hüfthoch. Noch ein Schritt. Eine Titanenfaust aus Wind und Eis schmetterte die Gestalt zu Boden. Die Welt bestand nur noch aus eisigem Weiß. Sie wusste nicht mehr, wo oben oder unten war. Nach Luft schnappend wälzte sie sich herum. Mit immenser Willensanstrengung zwang sie sich in eine kniende Position. Eine neuerliche Sturmböe trieb die dicken Schneeflocken vor ihr auseinander. Ein krächzender Schrei entrang sich ihrer Kehle. Für einen kurzen Moment war in all dem Weiß eine dunkle Silhouette zu sehen gewesen. Die Burg. Mit neuer Hoffnung rappelte sich hoch und stapfte geduckt weiter. Nach schier endloser Zeit erreichte sie den gewundenen Pfad, der zur Vorburg und dem Wachhaus führte. Der Weg führte steil bergan und war nicht leicht zu erklimmen. Mehrmals rutschte sie aus und musste auf allen Vieren weiterkriechen. Endlich am Tor angekommen, stellte sie fest, dass der Sturm auch hier seine Spuren hinterlassen hatte. Das massive Holztor war aus den Angeln gebrochen und hing schief in der Toröffnung. Trotzdem bot sich ihr hier endlich Schutz vor den eisigen Orkanböen, und sie konnte einige Augenblicke verschnaufen. Die Vorburg war verlassen. Kein Mensch und kein Tier waren zu finden. Sie ging weiter und durchquerte das ebenfalls offene Tor zur Brücke, die zur Hauptburg führte. Hier war sie den Naturgewalten wieder schutzlos ausgeliefert. Der Abgrund unter der Brücke war sicherlich einige Dutzend Schritt tief. Ein Sturz über das niedrige Brückengeländer würde mit Sicherheit tödlich sein. Mit der Hoffnung auf Schutz und Sicherheit, stapfte sie auf die Brücke hinaus. Der Wind zerrte an ihr und brachte sie ins Taumeln. Als sie noch fünf Schritt vom Ende der Brücke und dem Tor zum Burghof trennten, ertönte hinter ihr ein lautes Krachen und Splittern, das sogar das Heulen des Sturmes übertönte. Erschrocken wirbelte sie herum. Einige der Balken hatten nicht mehr standgehalten. Der ganze hintere Teil der Konstruktion war weggebrochen. Die Holzbohlen verschwanden bereits in der weiß durchwirbelten Kluft unter ihr. Die ganze verdammte Brücke würde einstürzen. Sie warf sich herum, kam ins Schlittern und fing sich ab. Dann sprang sie mit letzter Kraft, um den Absatz des Tores zu erreichen. Wieder krachte es hinter ihr. Der Torflügel wurde aufgerissen und zwei starke, behandschuhte Hände legten sich um ihre Handgelenke und zogen sie nach innen.

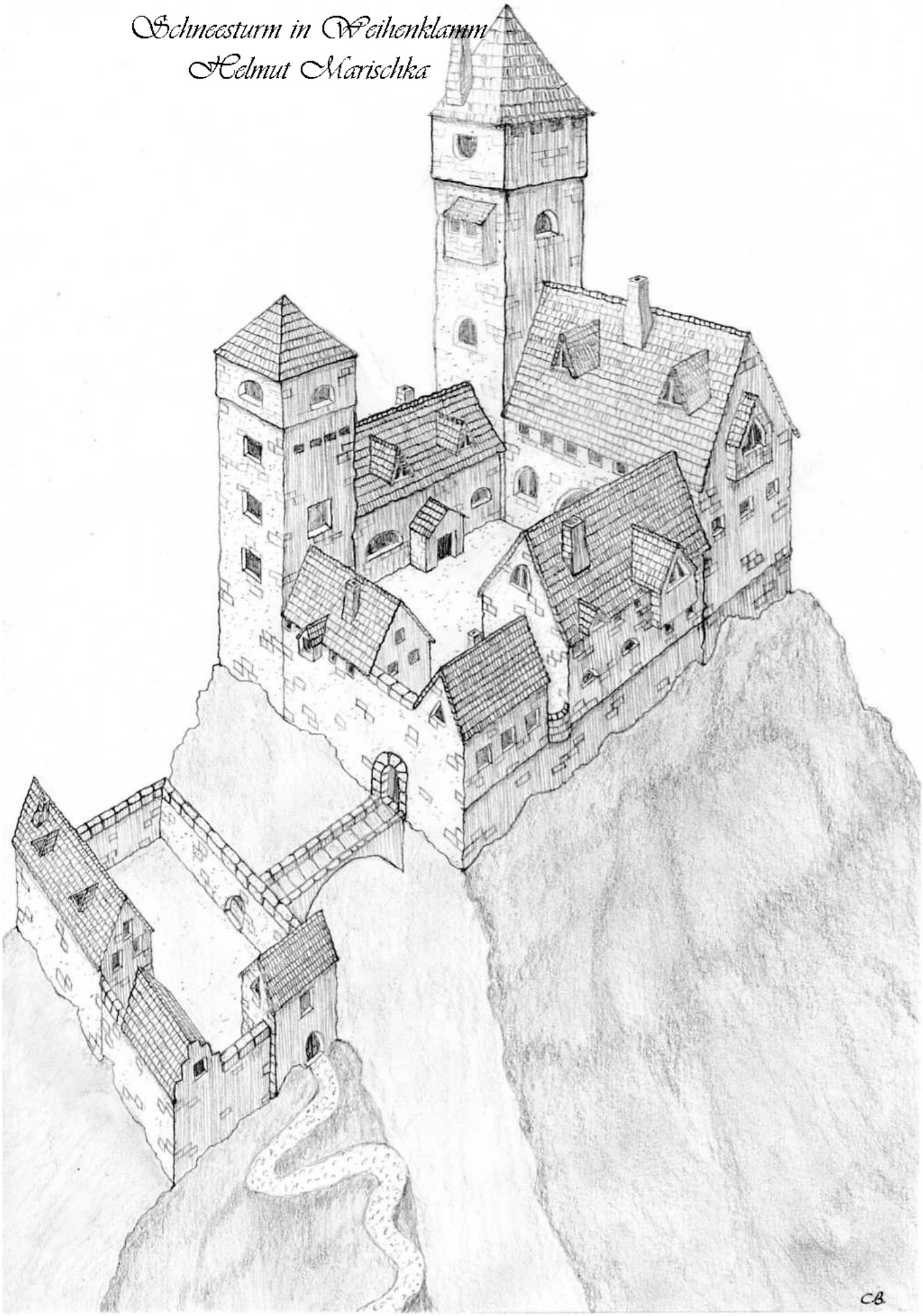
Trotz des Schneesturms, der mit unverminderter Wucht tobte, war die große Halle warm und behaglich. Im Kamin prasselten die Holzscheite, überall brannten Kerzen und Fackeln, und am vorderen Ende des Raumes waren zwei Kohlebecken aufgestellt worden, die zusätzlich Wärme

verbreiteten. Der Neuankömmling war eine Frau von vielleicht 25 Sommern und kleiner Statur. Ihre Nase war noch rot und die Lippen blau von der Kälte, die sie im Sturm hatte ertragen müssen. Sie saß in dicke Decken gehüllt in einem Sessel direkt vor dem Kamin.
Die Kräuterfrau aus dem Ort – Liliane - reichte ihr heißen Tee, den sie dankend, mit immer noch zitternden Händen, entgegen nahm. Die grünen Augen Lilianes blickten die jüngere Frau durchdringend an.
„Was denkt Ihr Euch dabei bei diesem Sturm mutterseelenallein durch die Gegend zulaufen? Und wer seid Ihr überhaupt?“, fragte sie.
„Ich ... Ich bin Simiona von Dreiquellen und sollte dem Herrn Baron eine wichtige Nachricht überbringen.“ Sie räusperte sich und schauderte merklich. „Ich wurde von dem Unwetter vollkommen überrascht.“
Ein breitschultriger Mann mit militärischen Kurzhaarschnitt trat hinzu, beugte sich leicht nach unten und sagte: „Da könnt Ihr aber von Glück reden, dass ich im richtigen Moment zur Stelle war, um Euch von der maroden Brücke zu retten.“
Simiona seufzte und strich sich eines Strähne des halblangen, dunkelblonden Haares aus dem Gesicht. „Ihr wart das. Meinen innigsten Dank, mein Herr.“
Der Mann richtete sich auf. „Keine Ursache, meine Dame. Verzeiht, ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Baldur Otterstein, Hauptmann der Wache.“ Baldur verzog sein jungenhaftes Gesicht zu einem Lächeln, das jedoch seine blauen Augen nicht erreichte. Er trat einen Schritt zu Seite, als hinter ihm eine tiefe Stimme ertönte.
„Wenn man schon dabei ist. Borolosch, Sohn Dogomirs. Seid gegrüßt, Frau von Dreiquellen.“ Ein schwarzhaariger Zwerg trat in Simionas Blickfeld und musterte sie aus grauen, stechenden Augen.
Simiona lächelte. „Seid gegrüßt, Herr Borolosch“, gab sie artig zurück.
„Ein leichtsinniges Gebaren habt Ihr an den Tag gelegt, werte Frau. Bei solch einem Wetter sollte ein junges Menschenkind zu Hause bleiben“, fuhr der Zwerg tadelnd fort und strich sich kopfschüttelnd durch den langen Bart.
Die Außentür ging auf und ließ einen Schwall eiskalter Luft, eine Wolke von Schneeflocken und zwei Personen herein. Die beiden stampften mit den Füssen, um den Schnee abzuklopfen und zogen ihre schweren Kapuzenmäntel aus. Zwei Edelleute kamen darunter zum Vorschein.
Der Mann war athletisch gebaut und teuer gekleidet in feinstes Leder und besten Samt. Die Frau trug trotz der Witterung ein dunkelblaues Samtkleid, das ihr ansehnliches Dekolteé betonte. Sie schüttelte ihre langen, hellblonden Locken, die die Kapuze in Unordnung gebracht hatte. Baroness Nalina von Weihenklamm und ihr Schwager Darian hatten soeben die große Halle betreten. Nur Ugo, der Baron von Weihenklamm und Darians älterer Bruder fehlte noch immer.
Die beiden Neuankömmlinge nickten den Anwesenden zu und begaben sich zum Kamin, um sich die Hände am Feuer zu wärmen.
„Willkommen allerseits“, begann die Baroness. „Ich bin froh, dass unser Hauptmann Euch noch rechtzeitig aus dem Sturm geholt hat“, wandte sie sich an Simiona. Hauptmann Baldur stellte die Herrschaften und Frau von Dreiquellen einander vor.
„Gütige Götter. Das heißt also, dass wir hier ohne einen einzigen Bediensteten eingeschlossen sind. Wir haben allen gestern für das Winterdorffest freigegeben“, sagte Nalina, nachdem Baldur und Simiona vom Einsturz der Brücke berichtet hatten.
„Vorräte haben wir genug für den ganzen Winter. Wir werden uns eben selbst versorgen müssen, bis wir eine provisorische Brücke errichtet haben“, warf Darian mit dunkler, sonorer Stimme ein. Nalina warf ihm einen seltsamen Blick zu. War sie wegen der Situation, in der sie sich befanden verunsichert? Kurz presste sie ihre vollen Lippen aufeinander, dann jedoch lächelte sie ihre Gäste an.
„Es tut mir leid, werte Besucher, aber mein Mann lässt sich für heute Abend entschuldigen. Er fühlt sich unpässlich. Ich hoffe er kann alle Anliegen, eurerseits dann Morgen entgegennehmen“
„Der Herr Baron scheint ernsthaft krank zu sein, wenn er sich schon seit drei Abenden unpässlich fühlt“, brummelte Borolosch in seinen Bart, wandte sich ab und holte seinen großen Zinnkrug.
„Kann ich, oder Darian, Euch vielleicht weiterhelfen, Frau von Dreiquellen? In welchern Angelegenheit wolltet Ihr den Baron sprechen?“, fragte Nalina.
Simiona schüttelte den Kopf. „Danke, aber ich soll diese Nachricht dem Baron persönlich überbringen. Es geht um seine Neuerwerbung *Gut Dreiquellen*.“
Nalina nickte nur.
Darian zog die Stirn kraus, sagte aber nichts. Liliane, Darian und die Baroness kümmerten sich um das Abendbrot. Und kurze Zeit später saßen alle um den Kamin herum und erzählten sich, bei Met und Wein Geschichten aus aller Herren Länder. Zimmer standen für alle Gäste zur Verfügung. Allerdings musste jeder selbst einheizen, um nicht in der Nacht zu frieren. Draußen tobte der Sturm unvermindert weiter.

Simiona war erschöpft, doch sie schaffte es, sich wach zu halten. Gegen die elfte Stunde zog sie ihre Pelzjacke an und verließ heimlich ihr Zimmer, das im ersten Stock des Gästehauses lag. Unter ihr, im Erdgeschoss, hatten Liliane und Borolosch je ein Zimmer bezogen. Sie musste ins Herrenhaus, in dem sich das Arbeitszimmer des Barons befand gelangen. Dort hoffte sie das zu finden, was sie suchte. Den endgültigen Beweis. Was sie dann tun würde, wusste sie selbst noch nicht genau. Der Baron jedenfalls durfte nicht ungeschoren davon kommen.
Leise stieg sie die Stufen hinab. Nur das gedämpfte Heulen des Windes war zu hören. Sie musste den Innenhof

Schneesturm in Weihenklamm

Helmut Marischka



überqueren, um das Herrenhaus, am nördlichen Ende der Burg, zu erreichen. Draußen wirbelten die Schneeflocken noch immer wild durcheinander. Obwohl der Hof von allen Seiten geschützt war, fuhren häufig starke Böen herein und bliesen Schnee und Eis gegen die Gebäudefronten. Trotz des Unwetters war es ungewöhnlich hell. Der Schnee reflektierte den Schein des Vollmondes, obwohl er durch die dichten Unwetterwolken verdeckt war.
Simiona öffnete die Tür einen Spalt und spähte hinaus. Am Wachhaus bewegte sich eine Gestalt. Das konnte nur der Hauptmann sein. Ein fahler Lichtschein fiel in den Schnee, dann schloss er die Tür hinter sich. Nun war der Innenhof leer. Simiona spurtete los. Ihre Spuren würden bei dem starken Schneefall nicht lange zu sehen sein.
Sie hatte kaum die Mitte des Hofes erreicht, als sie erstarrte. Ein grauenvoller Schrei durchschnitt die weiße, wattige Dunkelheit. Dann Stille, gefolgt von einem schauerlichen, langgezogenen Heulen. Ein Wolf? Hier auf der Burg oder kam das Heulen aus dem Tal? Es hatte unheimlich nah geklungen. Hektisch blickte Simiona sich um. Ihr Atem ging stoßweise und bildete kleine Wölkchen in der kalten Nachtluft.
Sie lief weiter. Die Tür zum Haus war unverschlossen. Was hatte ihr Informant gesagt? Das Arbeitszimmer und die Bibliothek sind im Erdgeschoss, die Schlafräume der Herrschaften im ersten Stock. Kaum hatte die junge Frau Atem geholt, als sie jemand die Treppe herunter kommen hörte. Sie schlich nach links und presste sich neben einem Kerzenständer gegen die Wand.
Es war der Zwerg. Er stieg bemüht leise die Treppen herab, öffnete die Tür und verließ das Haus. Simiona wartete einige Augenblicke und schlich sich zu der Tür rechts von ihr. Dies musste das Arbeitzimmer sein.
Ein eisiger Schreck durchfuhr sie, als eine weitere Tür, die zur Waffenkammer, direkt vor ihr geöffnet wurde. Sie verharrte im Schatten. Nur kurz konnte sie die Silhouette einer Frau erkennen, dann wurde die Tür wieder geschlossen. Sie fluchte lautlos. Schlief denn in dieser verflixten Burg niemand?
Endlich konnte sie das Arbeitszimmer betreten. Nach langem Suchen wurde sie fündig. Das war der Beweis. Sie hatte es gewusst. Der Baron war der Schuldige. Jetzt würde er für alles bezahlen müssen.

Als Borolosch den Weg zurück zum Gästehaus einschlug, blies ihm der Wind die Eiskristalle ins Gesicht. Er wischte sie hastig beiseite. Was war denn das? Ein Mann trug eine Frau, die in eine Decke gehüllt war, eilig durch das Schneetreiben in Richtung des Herrenhauses. Die Frau musste unter dem wollenen Umhang nahezu unbekleidet sein. Der Zwerg glaubte ein nacktes Bein und einen unbedeckten Busen sehen zu können. Wer war das? Die Baroness und ihr Schwager Darian? Und schimmerte da nicht etwas nass und rötlich? Blut?

Am nächsten Morgen hatte sich der Sturm ein wenig beruhigt. Es schneite noch immer unvermindert. Der orkanartige Wind jedoch, war einer stetigen Brise gewichen. Nalina, Baroness von Weihenklamm, betrat die große Halle. Sie wirkte fahrig und nervös. Alle anderen befanden sich schon im Raum und warteten auf Liliane, die das Frühstück zubereitete.
Der Blick der Baroness suchte zuerst Darian von Weihenklamm und Hauptmann Otterstein. Beiden winkte sie kurz zu, machte auf dem Absatz kehrt und trat wieder in den Innenhof hinaus. Die beiden Männer folgten ihr sofort. Borolosch runzelte die Stirn und erhob sich ebenfalls. Als Liliane mit einem Tablett und einer dampfenden Kanne Tee hereinkam, stand auch Simiona auf und folgte den anderen nach draußen.
Darian und der Hauptmann waren gerade dabei, die Tür zum Badehaus aufzubrechen. Gerade hatten sich alle vor der Tür des kleinen Häuschens versammelt, als von drinnen bereits aufgeregte Stimmen zu hören waren. Schließlich kamen Darian und die Baroness nach draußen.
„Baron Ugo ist tot. Anscheinend ertrunken“ eröffnete Darian den Versammelten.

Am Abend dieses Tages saßen alle zusammen an der Tafel in der großen Halle. Nachdem sie das Essen schweigend zu sich genommen hatten, stand Borolosch auf und schlug mit der Faust auf den Tisch.
„Also meine Herrschaften, da wir hier noch einige Zeit miteinander verbringen müssen, sollten wir reinen Tisch machen. Ich möchte nicht jede Nacht mit einem offenen Auge schlafen müssen. Was geht hier vor? Warum schleicht Ihr, Simiona, des Nachts durchs Herrenhaus? Und Ihr Herr *Baron*, warum trugt Ihr die Baroness halbnackt durch den Schnee?“
Erstauntes Schweigen machte sich breit. Bis Liliane zu kichern anfing. „Ist denn jemand traurig, dass der Baron nicht mehr unter uns weilt? Ich glaube nicht“, sagte sie.
„Wer gibt Euch das Recht, solche Fragen zu stellen, Herr Zwerg?“, fragte der Hauptmann mit leiser, gefährlich klingender Stimme.
„Ich“, sagte Darian. „Borolosch hat Recht. Also, was ist heute Nacht hier vorgegangen? Und warum wart Ihr um diese Zeit noch unterwegs, Dogomirs Sohn?“
„Ich suchte, Euch“, stieß der Zwerg sofort hervor. „Mit dem alten Sturkopf konnte ich nicht verhandeln. Er ist ein ausgemachter Rassist. Mit Zwergen mache ich keine Geschäfte – das waren seine Worte. Also, wollte ich mit Euch oder der Baroness wegen der Schürfrechte reden.“
„Waren Euch diese Schürfrechte so wichtig, dass ihr lieber einen anderen als Baron von Weihenklamm sehen wolltet?“, fuhr Baldur dazwischen.
„Was ist mit Euch, Simiona?“, fragte Nalina ruhig. „Warum wart Ihr ungebeten in unserem Hause?“
Simiona blickte von einem zum anderen. „Wer kam dann mitten in der Nacht aus der Waffenkammer? Wart Ihr das

nicht, Baroness? Es war eine Frau, dessen bin ich mir sicher.“
„Das war ich“, gab Liliane sofort zu. „Ich wollte noch einmal nach Ugo sehen, da er sich in letzter Zeit so schlecht fühlte.“
„Könntet Ihr meine Frage beantworten, Frau von Dreiquellen“, sagte Nalina eine Spur schärfer. Simiona zögerte.
„Ich habe nach Beweisen gesucht, dass der Baron derjenige war, der meine Eltern an die Inquisition ausgeliefert hat, um sich *Gut Dreiquellen* anzueignen.“
„War es so?“, fragte Baldur.
Simiona nickte. Wieder kicherte Liliane leise. „Ah, das ist ein Grund jemanden zu hassen“, flüsterte sie. „Was ist mit Euch, Darian? Ihr liebtet die Baroness schon bevor Ugo sie kennen lernte. Er hat sie Euch weggeschnappt. Was hattet Ihr für Ihn geplant?“, fragte die Kräuterfrau nun laut.
Darian lächelte. „Einen Unfall. Und Ihr, Liliane? Eine Hexe, jahrelange Geliebte des Barons. Habt Ihr Euch damals nicht schon als zukünftige Baroness gesehen? Aber er hat Euch einfach weggeworfen. Und dann hat er Euch mit seinem Wissen um das, was Ihr seid, erpresst. Was hattet Ihr geplant?“, gab er scheinbar ungerührt zurück.
Liliane nickte. „Die Baroness selbst wäre der Unfall gewesen, nicht wahr? Ein Unfall in einer Vollmondnacht vielleicht?“, hielt sie entgegen, ohne die Frage zu beantworten.
Nalina erbleichte und fasste nach Darians Hand. „Still jetzt, Hexe“, zischte der neue Baron.
„Was bedeutet das?“, wollte Baldur wissen. „Nein. Ihr könnt das nicht sein, Nalina. Nicht Ihr, mit Eurem Liebreiz und Eurem freundlichen Wesen“, keuchte er.
„So wenig Menschen und so viele Geheimnisse, das gibt es bei uns Zwergen nicht“, brummte Borolosch. „Seid Ihr eine Lykanthropin, liebliche Baroness?“
Nalinas Augen verengten sich, sie antwortete jedoch nicht.
Darian zischte: „Kein Wort mehr. Von niemanden. Versteht ihr mich.“
Eisiges Schweigen setzte ein.
Liliane jedoch brach es erneut. „So hatten alle bis auf einen, einen Grund dem netten Baron den Tod zu wünschen. Ich habe ihm bereits seit vier Wochen ein schleichendes Gift eingeflößt. Doch er ist daran nicht gestorben. Er ist gewaltsam ertränkt worden. Ich habe ihn noch mal untersucht. Wer von euch war es also?“
„Wer hatte keinen Grund?“, fragte Simiona. „Etwa Hauptmann Otterstein? Alle haben geredet, Baldur. Du solltest es auch tun“, fügte sie hinzu.
Der Hauptmann räusperte sich. „Du hast Recht, Geliebte. Warum sollte ich jetzt noch schweigen. Ich bin der Bastardsohn des Almont von Weihenklamm, Ugos Vater und somit dein Halbbruder, Darian“, eröffnete Baldur. „Unser Vater wollte mich anerkennen. Auf dem Sterbebett hat er es mir versprochen. Doch Ugo hat sich nicht darum gekümmert. Jahr um Jahr hat er mich vertröstet. Ich wollte ein letztes Mal mit ihm reden. Im Badehaus. Er hat mich so in Rage gebracht, dass ich ihn unter Wasser drückte, bis er sich nicht mehr regte. Dann habe ich ein Seil geholt, die Tür von innen verschlossen und bin über die Brüstung in den Hof geklettert. Das Fenster konnte ich mit dem Seil wieder zuziehen. Es sollte aussehen, als wäre er ertrunken.“
„Ja, so sah es auch aus. Zumindest oberflächlich“, erwiderte Liliane.

„So hat es sich zugetragen, Euer Gnaden. Keine dreißig Meilen von hier entfernt, auf Burg Weihenklamm“, sagte der alte Mann.
Der Priester nickte. „Und wer hat Euch diese Geschichte erzählt, mein Sohn?“, fragte er. „Niemand. Ich bin Baldur Otterstein. Jetzt von Weihenklamm. Mein Halbbruder Darian hat mich anerkannt. Meine Enkelin ist jetzt Baroness.“
„Was passierte mit Euch? Nach Euerer ... Tat?“ fragte der Priester erstaunt.
Der Alte lächelte. „Nichts. Wir alle beschlossen, dass sich ein tragischer Unfall ereignet hat in jener stürmischen Winternacht.“

Ende

Schoenheit vor dem Herrn

von Bruna Phlox

Bruna sagt über sich selbst, dass sie jemand ist, der für die Leser schreibt (nichts fürs Ego oder Kritiker), niemals ohne Hut und mit dem Ziel, irgendwann einmal ähnlich wunderbare Geschichten wie ihre Vorbilder zu verfassen.

Als eben jene Vorbilder nennt sie Christopher Priest und Theodore Sturgeon.
Was die Genres angeht, mixt sie am liebsten. Die vorliegende Geschichte jedoch lässt sich recht eindeutig in den Bereich SF einordnen, womit wir davon die zweite in dieser Ausgabe hätten.

„Du hast dir die Haare schneiden lassen?“, fragte Amy Sorbet. Bo Bertram stand vor ihr und sah unverschämt gut aus. Viel zu gut für ihren Geschmack. Amy war nie eifersüchtig gewesen, doch jetzt war sie nicht sicher, ob sie das alte Aussehen ihres Verlobten nicht zurückhaben wollte.
Bo lächelte. „Wie fühlst du dich, Schatz?“, fragte er und trat vorsichtig ans Krankenbett. Jedes Mal erkundigte er sich, wenn sie aus der Narkose aufwachte, wenn ihr Körper nach den verschiedenen Prozeduren schmerzte.
„Besser, jedesmal ein wenig mehr“, sagte sie. Effektiver als jedes Schmerzmittel linderte das Wissen um Amys späteres Aussehen ihr Martyrium. Ihre Augen juckten, doch die Iris würde später von karmesinroter Farbe sein; ihre Fesseln schmerzten bei der kleinsten Bewegung, als zerschnitten winzige Klingen die Gelenke, doch sie würden schlank sein und so geformt, wie es dem Ideal entsprach; die Hände waren dick eingepackt, jeder einzelne Finger war gestreckt worden, jetzt mit ovalen Nägeln und ohne die störenden Monde im Nagelbett.
Ihr Körper war das einzige, was Amy noch blieb. Sie hatte alle materiellen Besitztümer aufgegeben. Ihre lichtdurchflutete Wohnung im Südbezirk war verkauft, die Möbel versteigert, Kleidung bis auf einige wenige Stücke abgegeben, Erspartes zusammengerafft und in die Operationen investiert. Selbst die zehntausend Euro für die geplante Hochzeit steckten jetzt in ihren Knochen. All das für ein wenig Ruhm, und auch nur dann, wenn die Konkurrenz nicht zu stark war und sie das Werk rechtzeitig vollenden konnte. Der Zeitpunkt war nah, sie konnte es fühlen.
Bo hob Amys Unterarm ein wenig an, legte die eingebundene Hand in die seine und strich mit der anderen über die freiliegende Haut bis zum Ellbogen. Seine Finger verursachten ein Kribbeln in ihren Haarwurzeln. Bos Parfum war schwer, es roch nach Nelken und leisen Versprechungen.
„Ich soll dir von Dr. Sonja Tracke etwas mitteilen.“ Er verstummte und senkte den Kopf. „Amy, ich weiß, wie wichtig dir die Operationen sind. Aber sind es mittlerweile nicht genug? Sollten wir das bisschen Zeit, das uns noch bleibt, nicht gemeinsam verbringen?“
„Fräulein Dottore hat abgelehnt, nicht wahr?“
Er nickte, ohne sie anzusehen.
„Das macht nichts. Ich habe jemand anderen gefunden.“
„Du ziehst das wirklich durch, nicht wahr?“
„Mir bleibt keine Wahl, mein lieber Bo.“ Sie machte eine Pause und sagte dann nachdenklich: „Ich weiß, du würdest an meiner Stelle ebenso handeln.“
„Vielleicht. Aber das, was du vorhast, das Risiko ist einfach zu groß. Dr. Tracke sagte mir, dass die Wundheilung bei gerade mal acht Prozent der Patienten ohne Störungen verläuft. Denkst du nicht, dass sich Mutter Natur etwas bei der Anordnung der inneren Organe gedacht hat? Wieso bringst du jetzt alles durcheinander?“
„Aus Gründen der Ästhetik. Denk an die Durchleuchtungen! Ohne diesen Eingriff habe ich keine Chance auf eine Platzierung. Es ist der letzte Schrei.“
„Und was, wenn du ihn nicht überlebst?“

„Ich bin sicher, es wird alles gut gehen."
„Das zu behaupten, liegt nicht in deiner Hand", warnte Bo. „Du lieferst dich den Chirurgen aus."Amy zog ihre Hand so heftig zurück, dass sie schmerzte. Leise sagte sie: „Ich habe mich bereits entschieden. Der Termin steht."„Amy, das kannst du nicht machen! Hör doch zu."
„Deine neue Frisur gefällt mir", entgegnete sie. „Du hast dein hübsches Gesicht viel zu lange hinter deinen Strähnen versteckt."
„Du lenkst vom Thema ab."
„Was willst du eigentlich von mir, Bo? *Ich* bin es doch, die stirbt. Und ich entscheide, dass diese Operation durchgeführt wird." Bo schluckte und wandte sich ab. Beide hatten Amys Tod bisher nie offen angesprochen. Sie schwiegen.
Nach einer Weile richtete sich Amy auf, nahm Bos Gesicht zwischen beide Hände, drehte es herum und zog es nahe an ihres. Ohne die Haare, die links und rechts immer herabgehangen hatten, fühlte sich der Kopf irgendwie nackt an. Sie konnte Bos Wärme fühlen. Doch seine Augen blieben starr nach unten auf die Bettdecke gerichtet. „Liebling, sieh mich an. Bitte. Sieh mir in die Augen. Ich fühle mich lebendig durch diese Entscheidung. Ich weiß, so wird das Ergebnis makellos."
Bo sah auf. „Deine Augen funkeln wie zwei Rubine, Liebling."
„Jetzt lenkst du ab." Nach einer Weile: „Erinnerst du dich noch an meine Begeisterung, als ich dir von der ersten OP erzählt habe? Du warst skeptisch, und wer könnte es dir verdenken? Doch dann warst du ebenso von der Idee fasziniert. Amy Sorbet gewinnt den *Death a week* Schönheitswettbewerb."
Bo löste sich aus Amys Händen und stand auf. Schweigend marschierte er im Zimmer auf und ab, warf immer wieder einen Blick auf seine Verlobte, kramte das alte Gesicht aus seinem Gedächtnis, verglich es mit dem jetzigen. Im ersten Moment erkannte er die junge Frau kaum wieder. Seltsam fremd. Wangenknochen, Hals und Kinn, die Augen mit umgefärbter Iris, Brauen, Lippen, Haaransatz, Wimpern. Alles war verändert worden. Make-up war verboten, das Gesicht musste natürlich präsentiert werden. Am Rest des Körpers war sogar noch mehr verändert worden. Wieder und wieder wurde Amys Leib geöffnet, modelliert, an den unterschiedlichsten Stellen geraspelt, gesägt, verschweißt, gehämmert - Bo schüttelte den Kopf - und danach zusammengeflickt. Dank einer neuartigen Gewebsverschweißung mit gezüchtetem Eigengewebe blieben später keine Narben zurück.
Bos Züge wurden weicher. „Wie heißt der Arzt, der dich behandeln wird?"
Amy lächelte.

Klick. Ein mechanisches Geräusch. Vielleicht ein Relais, ein Kippschalter? Sehr leise, beinahe so, als wäre das ein Traum.
Männer und Frauen in Schwarz, der Weg zwischen kahlen Bäumen, Nieselregen. Langsam rollende Leichenwagen, die in der Nässe glänzen. Zuschauer. Zu früh, viel zu früh!
Seufz.
Wie Licht, das durch Seidenpapier im Wind fällt, durchdrangen Schmerzen ihren Körper, gedämpft, in Wellen.
Klick.
Es tat weh, alles tat weh. Auf eine Art, die ihr fremd war, in einer Weise, die ihr Angst machte. Stimmen. Sie passten nicht hierher. War das Erleichterung?
Seufz.
Sie fühlte etwas an der Schulter. Ihre Geruchsrezeptoren erkannten etwas, das an Nelken erinnerte. Unwillkürlich entspannte sich ihr Körper, die Schmerzen verloren ein winziges Stückchen an Kraft.
„Bo?", fragte sie. Sie wollte noch mehr sagen, doch mit dem Wort war alle Kraft entwichen, die noch in ihr gesteckt haben mochte.
Verhaltenes Murmeln. Kein Bo. Oder doch? Hatte ihr Blick die Realität erfasst?
Klick.
Seufz.
Klick.
Später erfuhr Amy von den Komplikationen, der Notoperation, den Blutkonserven, die man ihr in den Körper gepresst hatte. Die Einsamkeit unter all den anderen Menschen und Apparaturen auf der Intensivstation war das Schlimmste. Während sich ihr Organismus an die neue Lage seiner inneren Organe gewöhnte, war Bo nicht da. Nur ein T-Shirt, das mit seinem Parfum besprüht war, lag wie ein Leichentuch neben dem Kissen auf dem Stationsbett.

Amy fand zurück ins Leben, und bis der große Tag gekommen war, wirkte sie wie eine gesunde, junge Frau.
Ein Schluck Wasser, zwei Kapseln. Sie stellten sich im Gaumen quer, dann waren sie weg. Es blieben zwölf Minuten, die nur für sie reserviert waren. Alle

waren da, alle in Schwarz und alle warteten darauf, dass sie durch die Allee schritt, nackt, alles offenbarend, schutzlos und schön.
Amy kam das Wort Zeremonie in den Sinn, obwohl es sich wohl eher um eine Inszenierung handelte. Das Komitee saß ganz am Ende des grotesken Laufstegs. Doch erst, wenn sie bis zum Ende gelaufen war, in den Sarg stieg, verstarb und die Scham mit einem Tüchlein verdeckt wurde, würde das endgültige Urteil fallen. Die Angehörigen gingen stolz oder enttäuscht nach Hause, und in acht Tagen begann alles von vorne, mit neuen unheilbar Kranken und neuen Angehörigen.
Bo umarmte Amy, und sie musste sich nach einer Minute beinahe mit Gewalt von ihm losreißen, damit sie ihren Einsatz nicht verpasste. Zeit für ein schlechtes Gewissen blieb ihr keins.
Amy straffte sich, blickte dann noch einmal zurück, suchte mit den Augen in der Menge. Ein letzter Augenkontakt, mehr wollte sie nicht. Bo war verschwunden.
Dann erklang ihr Signal und Amy marschierte mit festen, federnden Schritten über den schwarzen Teppich. Dass es regnete und sich der Filz wellte, spielte keine Rolle. Dass die Gesichter dicht an dicht gedrängt, neugierig gafften, spielte keine Rolle. Dass die Jurymitglieder wie kleine Punkte in weiter Ferne einem Erschießungskommando ähnelten, machte keinen Unterschied. Amy starb. Mit jedem Schritt, jedem Atemzug verteilte sich das Gift in ihrem Leib. Für diese Art zu gehen hatte sie sich entschieden, und nun gab sie ihr bestes.
Man durfte nichts übertreiben und nichts dem Zufall überlassen. Ihr Lächeln war eine Andeutung in den Mundwinkeln, ihr Gang der einer stolzen Frau. Oft hatte sie geübt, damit sie Haare und Brustwarzen bei Kälte unter Kontrolle bekam. Ein eisiger Wind umwehte die einsame Gestalt, doch man merkte ihr nichts an. Es war, als wanderte sie an einem warmen Frühlingstag durch einen Park.
Der erste Kielbogen kam in Sicht. Amy sammelte sich, blendete alles rund um sich aus. Sie zwang sich, gleichmäßig zu atmen und durchschritt das Feld, das von Scannern erzeugt wurde, die in den Bogen eingebaut waren. Es war wichtig, ohne Zögern hindurchzugehen. Jegliche Ablenkung verfälschte das Ergebnis, und das bedeutete Punkteabzug. Wer sich nicht perfekt zu präsentieren wusste, bekam keine zweite Chance.
Der zweite Bogen erschien, dann der dritte, schließlich der letzte. Keiner der Teilnehmer wusste, wo welche Messungen vorgenommen wurden.
Endlich stand Amy auf der Rundplattform vor der Jury. Sie bestand aus zehn Menschen unterschiedlichen Alters, Geschlechts und Hautfarbe.
Der erste stand auf, er saß am weitesten links und überquerte den Platz mit schweren Schritten. Er blieb ganz knapp vor Amy stehen, musterte sie mit kritischem Blick, begann, um sie herumzugehen. Das nächste Mitglied stand auf, eine Frau, sie kam auf Amy zu, dann ein drittes. Das ging so weiter, bis alle zehn rund um Amy kreisten wie Haie um einen Taucherkäfig. Amy stand ohne jeden Schutz im Regen. Dann fing ein schmächtiges Männlein an, Amys Finger zu vermessen. Es hob ihre Hand hoch, legte ein altmodisches Maßband an, runzelte die Stirn. Endlich griffen alle mit tastenden, gierigen Fingern nach ihr, vermaßen, drückten, kniffen, strichen, klopften.
Amy ließ alles geschehen, sie hatte nichts zu verbergen. Plötzlich dröhnte ein Gong. Elf Minuten waren verstrichen. Die Jury ließ von ihr ab, nur um im nächsten Moment wieder um sie zu kreisen, in einen tiefen Singsang verfallend, der Amys Denken verwirrte. Oder war das die Wirkung des Giftes, das langsam einsetzte?
Kreisen, Gesichter, Drehen, es ist bald vorbei, ein Zucken, ein Aufbäumen des Körpers. Ihm kann man nichts vormachen, nein! Was ist? Du wolltest es doch so. Dann beschwer dich jetzt nicht. Wofür? Für eine Auszeichnung, einen Pokal aus Plastik, beides nichts wert, außer einer kurzen Unterhaltung für ein nimmersattes Publikum? Das fällt dir jetzt ein? Tränen, Tränen. Jetzt weinst du! Wen soll das beeindrucken? Hängst du plötzlich doch am Leben. Sollte die Medizin nicht vordergründig Leben retten, anstatt auf ein Todesspektakel vorzubereiten? Stimmen, Hände, Drehung, Kreisel, die Beine, sie geben nach, du fällst nicht. Nein, die Haie halten dich fest, drehen dich weiter. Plötzlich bist du ganz oben, du schwebst auf ihnen.

Du schwebst.

Zwei stehen vor einem Schaufenster und starren in den Fernseher dahinter. *Death a week* schleudert neue Sieger heraus. Der Kerl, dessen Angehörige sich über das Preisgeld streiten werden, heißt Herb Lazlo. Platz zwei, ach was, kein Interesse. Nur die Sieger zählen.

Der eine kratzt sich im Nacken. Plötzlich zucken beide zusammen, als es hinter ihnen auf der Straße kracht. Sie blicken sich nicht um, das Fernsehen ist schneller, also verfolgen sie den Unfall vor sich im Flimmerkasten.

„Schnellidentifikation erfolgreich. Der junge Mann, der anscheinend geistig verwirrt war, hieß Bo Bertram. Einen Moment, was? Nein, stellen Sie sich vor, das war der Verlobte von Amy Sorbet, die heute..."

„Wer soll das schon sein? Los, machen wir uns aus dem Staub. Es wird eng hier."

Ende



Spielertraeume

von Macalla

Natürlich darf in der letzten Ausgabe von Blah! eine Geschichte von Macalla nicht fehlen. Wie der Titel schon andeutet, beschäftigt sie sich mit einer Thematik, über die so mancher Rollenspieler, aber bestimmt auch so mancher Hobbyautor schon nachgedacht hat.

Ich will allerdings nicht zuviel verraten. Mit „Spielerträume“ endet nun die letzten Ausgabe von Blah! Ein gelungener Abschluss, wie ich finde. Ich wünsche viel Spaß beim Lesen und lebt wohl.

<elisea> und das alles in nicht einmal zwölf stunden?
<dogling> in zwölf stunden geht im inet einmal die welt unter und wird neu erschaffen, Elfchen :-*
<greenhand> aber dass sie sowas nicht früher angekündigt haben ...
<elisea> *nick*
<dogling> naja, gerüchte gabs ja schon
<greenhand> gerüchte gibts immer
<elisea> ich frag mich halt nur, ob das gut geht
<dogling> hey, freut euch doch - darauf haben wir doch alle gewartet, wenn wir ehrlich sind
<elisea> naja, schon ... ich spiele eli schon so lang ... wäre schön mal ganz sie zu sein
<dogling> na also – ich freu mich auch auf meinen alten zwerg :-))))
<greenhand> ich hab mir das programm grade runtergeladen, leute – geht recht schnell
<elisea> ja, ich habs auch
<dogling> sowieso schon lang – muss aber schaun wies funktioniert
<greenhand> waaaaaayyyyyyyy ahead, dog :P
<greenhand> anleitung sagt, es geht mit hypnose – einfach lang genug auf die muster schaun
<elisea> na hoffentlich fangen wir dann nicht an zu bellen oder sowas ;)
<dogling> och, bin sicher, du wärst ein entzückendes hündchen, eli :D
<elisea> spinner :)
<greenhand> also gut, kinder – ich fang an – wenns funktoiniert sollt ich mich hier eh melden können
<dogling> ach du schande – ein echter magier im spiel – als wenn der spieler nicht schon schlimm genug wär *G*
<greenhand> typisch zwerg – alles purer neid – nur weil ich mehr gold hab als du
<dogling> pff – ich hätt den letzten schlag auf den drachen gehabt, eigentlich
<greenhand> kann ich was dafür, dass du so langsam bist, zwergschneckchen *GG*
<elisea> aufhörn, machos – und mach mal, green – bin schon soooo gespannt. außerdem muss ich nachher noch was für die uni machen.
<greenhand> jaja, schon gut ... bis nachher
Greenhand the Human Wizard has left the game
<elisea> ich hoff nur, das geht alles gut ... :/
<dogling> wird schon, ich finds klasse – endlich meinen güldenhammer in den eigenen Händen spüren ...
<elisea> ja ...
Greenhand the Human Wizard has entered the game
<dogling> Green? Greeeeeen?

Seid mir gegrüßt, edle Mitstreiter. Und lasst mich nicht zu lange warten. Ich bin in der Taverne.

<elisea> Wow ....
<dogling> das ist was ...
<elisea> dog?
Dogling the Dwarfen Fighter has left the game
<elisea> green? kannst du mich hören?

Ich höre euch, edle Elisea. Ich erwarte lediglich eure Ankunft.

<elisea> green, lass doch mal das Geplapper .. wie wars denn? hats weh getan?

Ich weiß nicht, was ihr meint, liebe Freundin. Die Reise war doch recht ereignislos.

Dogling the Dwarfen Fighter has entered the game
<elisea> dog? hallo?

Beweg deinen hübschen Hintern, Elfchen. Ich hab keine Lust länger hier rumzusitzen. Auch, wenn das Bier gut ist.

<elisea> also ... ok
Elisea the Elven Ranger has left the game
Elisea the Elven Ranger has entered the game

„Willkommen, edle Elfe“, sagte Greenhand mit seiner üblichen Verbeugung.
Elisea lächelte. Sie mochte den Menschen. Er war ein hervorragender Magier und ein guter Freund. Dogling grinste sie – wie üblich – nur breit an, während er einen Bierkrug stemmte. Sein dunkelroter Bart war jetzt schon voller Schaum. Elisea nickte den beiden höflich zu. Die letzten paar Tage in der Stadt hatten ihr gut getan. Ihre Verletzungen hatten sie war mit Hilfe der Heiltränke problemlos heilen können, aber der Elfenbeindrache hatte doch einiges an Mühe bedeutet.
Greenhand rückte ein Stück um seiner elfischen Freundin Platz zu machen. Nicht, dass ihre schlanke Gestalt viel Platz benötigt hätte. Wieder einmal bedauerte der Magier, dass er kein breitschultriger, gutaussehender Krieger war. Er beobachtet die Sorgfalt mit der die Elfe ihren allgegenwärtigen Bogen an die Wand lehnte. Einige neue Runen glänzten darauf – zweifellos hatte der Sieg über den Drachen ihre magische Waffe noch stärker gemacht.
Ein Mensch, ganz in tiefe Schatten gehüllt, trat an ihren Tisch. „Seid gegrüßt, Abenteurer. Ich habe einen Auftrag für euch“, begann er.
„Ja. DAS sagen sie alle.“ Der Zwerg grinste durch seinen bierschaumigen Bart.
Der Mensch verzog sein Gesicht zu etwas, das entfernt aussah wie ein Lächeln.
„Dieser Auftrag ist anders als alle, die ihr bisher angenommen habt“, erklärte er. „Ich übergebe euch diese gesamte Welt und all ihre Wesen. Euer Auftrag ist es, sie zu befehligen und anzuleiten. Denn es werden Eindringlinge kommen ...“

Von: George Daniels
<g.daniels@fantasywars.com>
An: Anna Lekova
<a.lekova@fantasywars.com>
CC: vorstand@fantasywars.com
Betreff: Spielupdate / Serverfreigabe

Hallo Anna,

alles nach Plan gelaufen.
Ich habe das Spiel gerade an die neue AI übergeben – oder sollte das ab jetzt NI heißen? Wie in 'Natural Intelligence'?
Wir können die Server jetzt wieder hochfahren und für die normalen Spieler freigeben.

LG
George

Ende